

Musikbetrieb

Autor(en): **David, Karl Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1927)**

Heft 10

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758326>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Musikbetrieb

Von Karl Heinrich David

Früher interessierte ich mich außerordentlich für das, was man so gemeinhin als Musikleben der Gegenwart zu bezeichnen pflegt. Ich besuchte Theater, Konzerte, verfolgte Programme der verschiedensten Veranstaltungen, hielt sogar eine Zeitlang Musikzeitschriften, bewunderte insgeheim die scharfsinnigen Berichte über die künstlerischen Taten allerorts, betrachtete mit Andacht die Anzeigen der berühmten Leute, die auf diese Weise der Menschheit ihren Namen unentwegt in Erinnerung zu bringen nicht verschmähten, leise erschauernd beim Gedanken, wie weit man es selbst noch zu bringen habe. Später fing ich an, angeregt durch andere, gelegentlich zu schimpfen. Verächtlich ließ ich das Wort, nicht vom Musikleben, sondern vom schnöden Betrieb fallen, ich bestellte die Musikzeitschriften ab, ich ging nur noch selten in Konzerte und Theater, höchstens bei besondern, außergewöhnlichen (meist teuren) Anlässen; von den argwöhnischen Augen des mit gerechtem Zorn Erfüllten fiel der Schleier von so mancher bisher geschätzten Veranstaltung, so mancher Berühmtheit, nackt standen die Gestalten da, bis ich erklärte: Musikleben, Betrieb, und alle, die damit zu tun haben, sie stellen samt und sonders nichts weiter als einen rauchenden Höllenpfuhl dar, von dem sich der Edle entsetzt abwendet und zurückkehrt zu reinern Regionen hoher Kunst.

Bei dieser Abkehr war mir nun bedeutend wohler als vorher, jedoch nicht ganz so wohl, wie ich es gern hätte haben mögen. Denn gerät der Edle, der sich den Teufel um Gegenwart und Zukunft schert, nicht leicht etwas ins Hintertreffen? Waren nicht gerade die Großen der Vergangenheit in so höchstem Sinne immer Männer der Tat gewesen, wohlverankert gewiß in dem, was vor ihnen war, aber doch stets gegenwärtig? Zukunftsblickend? Und wir heute Lebende, bei allem Versunkensein in die Geisteswelt der Vergangenen, dürfen wir versäumen zu beobachten, was die Gegenwart nun eigentlich damit anfängt? Wie die Werke gewürdigt, verstanden, gepflegt werden, welchen Einfluß sie ausüben, was die heut Schaffenden daraus lernen, wie dann im Neuen der Geist der Zeit – und wäre es ein Ungeist – sich offenbart?

Wenn der Boden unfruchtbar wird, sterben die Blüten ab. Wenn die Gesellschaftsschicht sich zersetzt, zerfällt, geht notwendigerweise

Hand in Hand damit ein Zerfall der Kunst. Denn wo wir auch hinflicken, zu allen Zeiten, war die Kunst eine Folgeerscheinung irgendwie gefestigter, charakteristisch geschichteter Kulturzustände, mit andern Worten, notwendig und natürlich gewachsene Gebrauchskunst im höchsten Sinne.

Eine griechische Tragödie, eine italienische Madonna, ein Wienerwalzer, um beliebig Heterogenes zu nennen, eine ägyptische Sphinx, ein gotischer Dom, eine klassische Arie, sie waren auf einem ureigenen Boden, als Produkt einer fest umrissenen geistigen Atmosphäre gewachsen.

Zerfällt die Gesellschaft, verwandelt sich der Nährboden in einen Sumpf, von dem sich nicht sagen läßt, wann und durch wen er wieder sorgfältig entwässert und bebaut werden wird, dann stagniert auch plötzlich die künstlerische Produktion.

Alle noch so heftigen Bemühungen können nicht über die völlige Plan- und Ratlosigkeit, ja Hoffnungslosigkeit vieler Schaffenden hinwegtäuschen. Man erschöpft sich in mühsamen Imitationen sämtlicher vergangenen Stile oder in fruchtlosen Experimenten eines vermeintlich Neuen. Viele der Ältern stehn verärgert, verbittert beiseite, mancher Jüngere ist nach lebhaften Anläufen rasch flügelahm geworden, und niemand fühlt sich mehr recht wohl in seiner Haut. Es ist eben *alles* möglich, aber nichts innerlich notwendig. Der Rahmen eines festgeschlossenen Kulturbildes fehlt, darum schießt alles ins Kraut, Imitation, Experiment, und schließlich öde Spekulation und Sensationsmacherei. Wer ist schuld? Natürlich niemand.

Wir sind alle ein Opfer des Zeitmolochs. Es scheint, als ob auch die Natur in solchen Zeiten pausierte, denn wo stecken die Genies von heute? Kommen sie nicht zur Geltung, weil ihnen die nötigen Handhaben fehlen, um anzusetzen? Oder bauen sie Flugzeuge? Gründen sie Staaten? Schreiben sie vielleicht Kritiken? Das Letztere ist das Wahrscheinlichste.

Auffallend ist nun, daß in dieser stark bewegten Übergangszeit der Kunstbetrieb geradezu beängstigende Formen annimmt. Wenn die Produktion versagt, gestaltet sich die Reproduktion zur lebhaft betriebenen Industrie. Wir stehen im Zeichen eines amüsischen Geistes der Technik und geschäftlichen Organisation. Man hat das Gefühl, die neue Musik, und schließlich auch die alte, klinge am besten auf mechanischen Apparaten. Dem Künstlervölkchen gesellt sich eine Horde Unternehmer, Speku-

lanten und Gelegenheitsmacher bei, man handelt mit Gesinnungen, Richtungen wie mit Dollarkursen, eine geschickt lancierte Propaganda bemüht sich, augenblickliche Scheinerfolge rasch und intensiv auszunützen, die Künstler selbst werden hastig, nervös, ehrsüchtig und unverträglich wie noch nie. Dabei war der Betrieb nie schablonenhafter, schematischer, geistloser als heute.

Betrachten wir einmal die Sinfoniekonzerte. Es herrschen da dieselben Verhältnisse, wie in unsern schlecht gehängten Bildermuseen, wo Werte und Unwerte aller Zeiten ein buntes Durcheinander bilden. Welch ein Dasein fristen die Musikwerke der letzten zwei Jahrhunderte – die frühern schlafen einen ewigen Dornröschenschlaf in den Archiven – in unsern Konzertsälen, wo sie nach dem Schema: Ouvertüre–Klavier–Konzert–Pause–Sinfonie abonnementsweise ausgegeben werden! Manchmal steht auch die Sinfonie am Anfang und die Ouvertüre am Schluß.

Großes Kopfzerbrechen verursacht dabei jeweilen den Organisatoren dieser jährlichen Musikserien, wie die Werke Beethovens zu umgehen seien. Denn immer kann man sie doch nicht spielen. Also wird das Generalprogramm sachte mit etwas Mozart, Schubert, Schumann, Brahms nachgefüllt. Glücklicherweise entsteht auch durch die Kombination Wagner–Berlioz–Strauß der eine oder andere erquickliche Abend. Uni-Farben, Programme mit Werken eines einzigen Komponisten, haben sich nicht bewährt, man trägt wieder mehr changeant. Die Kolosse Bruckners ertönen auch hie und da, memnonshaft, aber schade, sie sind zu kurz, um abendfüllend zu sein, und zu lang, um viel um sich herum zu dulden, insbesondere Solisten. Was tun? Bei zu langen Programmen schilt der ohnehin gequälte Besucher nicht nur heimlich, sondern sogar öffentlich, und bei kurzen befürchtet die Direktion, es sei nicht genug fürs Geld gewesen. Abendfüllend heißt, daß die Begriffe: Abendessen–Konzert–Kaffeehaus–letzter Tram nicht ungebührlich durcheinandergeraten.

Unter den Besuchern dieser Konzerte bemerkt man recht viel ältere Damen, die bei solchen Gelegenheiten immer gerne ausgehen. Bei vielen ältern Herren hat man das Gefühl, daß sie da sind, weil sie eben die Damen begleiten müssen, oder, weil der traditionell gemietete Platz nicht gut leer bleiben darf. Immerhin können sie an diesem Ort wenigstens ungestört Profile und Nackenlinien der ebenfalls ziemlich zahlreich erschienenen jüngern Damen bewundern, denen es nicht zu verübeln ist, wenn ihnen jede Gelegenheit zum Ausgehen hochwillkommen ist, und wären es Bachfeste, oder Sinfoniekonzerte. Die jüngern

Herren, meistens von der sanften, schwächtigen Art, lesen oft in der kleinen Partitur nach.

Betritt hingegen einer der vom Hauche der internationalen Propaganda umwitterten modernen Musikkomödianten das Podium, schnellen die Eintrittspreise sprunghaft in die Höhe, dann belebt sich der Saal. Mit gespannter, fast sportlicher Aufmerksamkeit verfolgen die Leute, wie er den Kopf schüttelt, die Zeichen, die seine stabbewehrte Rechte in die Luft malt, wie seine Linke sich zusammenkrallt, als ob sie eine ewige, imaginäre Zitrone zerquetschen oder irgendeinem unsichtbaren Geist krampfhaft die Hand schütteln wollte, wie er sich reckt bei *crescendi*, zusammenbricht bei *diminuendi*. Zuletzt behaupten einige, es sei himmlisch gewesen, andere, der Mann sage ihnen nichts... (Refrain nach jedem Konzert).

Es ist nicht auszudenken, was geschehn würde, wenn die Konzerte einmal zum Beispiel ohne Programm, ohne Nennung der Werke und Ausführenden stattfänden, insbesondere auch ohne nachfolgende ausführliche Besprechung in der Zeitung. Wenn die Leute so gezwungen wären, über das Gehörte ohne jegliche gewohnte Eselsbrücke selbständig nachzudenken?

Keine Sorge! Ein solches Experiment wird nie stattfinden. Es müßten erstens einmal die Ausführenden sich ohne öffentliche Nennung ihres Namens ganz in den Dienst der Sache stellen. Das ist beim Vorherrschen einer maßlosen Eitelkeit wohl ausgeschlossen; können die meisten es doch kaum erwarten, bis ihr Name überall gedruckt erscheint – wieviel Geld wird allein für Inserate ausgegeben! Und das Publikum ist kein Haar besser als seine Götzen, die Sache selber gilt ihm weniger als die so interessanten Begleitumstände. Man beachte den eigentümlichen Vorgang, wenn ein zufällig anwesender Komponist sich nach der Aufführung seines Werkes verbeugt. Komponisten sehen bei solchen Gelegenheiten sowieso immer komisch aus.

Nur zögernd genehmigt das Publikum meistens das Auftauchen einer solchen ihm höchst überflüssig erscheinenden Drittperson. Gott sei Dank, daß die beliebten Klassiker alle tot sind!

Die Schemata, unter denen Kammermusik, Klavier und Liedkompositionen dahinschmachten, was die Chorliteratur im Schoße der bezüglichen Vereine auszustehen hat, die Verhältnisse unserer unüberschaubar zahlreichen Opernhäuser, die je nach Maßgabe des zu verschleudernden Kapitals mit Gesangs- und Dirigentensternen verschiedensten Grades prangen, und an denen andauernd neu inszeniert wird,

aus dem einfachen Grunde, weil niemand genau sagen kann, ob und wie überhaupt etwas inszeniert werden soll – das alles will ich hier nicht weiter berühren.

Ist der Winter vorbei, so blüht erst recht der Weizen der Unternehmer. Es naht die Zeit der Feste und Tagungen, die Zeit der Zyklen – ja, ganzer Musikzyklone – Beethovens 100jähriges Geburtsjubiläum weiß davon zu erzählen – es wimmelt von Bach, Brahms, Reger, Strauß und Brucknerwochen, es folgen Wagner, Mozartfeste, jedes Jahr mindestens eine Händelrenaissance, zuguterletzt eigentliche Musikbörsen, in Form glänzender Tonkünstlerversammlungen. Da treffen sich Komponisten, Verleger, Dirigenten, Solisten, Journalisten und Agenten. Ursprünglich wurde da die zeitgenössische Tonkunst in recht angemessener Form, gleichsam mit entschuldigender Geste, vorgebracht. Als infolge revolutionärer Umtriebe die Bescheidenheit ad acta gelegt werden mußte, erklärten die Jüngern, ihre Musik sei überhaupt ganz neu, es liege allein beim Publikum, wenn sie nicht gefalle. Das Publikum, ängstlich geworden, hat sich nun daran gewöhnt, selbst in üblichen Konzerten hie und da ein Stück so ziemlich widerspruchslos mit in Kauf zu nehmen, von welchem es annimmt, es klinge, sagen wir einmal « neu », vielleicht in der Meinung, Bach und Beethoven, von denen es doch vorschriftsgemäß das Ärgste erduldet, seien seinerzeit auch nicht « verstanden » worden, oder in der Furcht, das Auftauchen eines neuen Meteors zu versäumen, gleiche derselbe auch verzweifelt dem unansehnlichen Klein-Zaches mit einem unmöglichen exotischen Namen.

Immer neue Musikanten werden jährlich von den Konservatorien ausgespien, der ganze Erdball dröhnt von Musik, wo du weilst, in Stadt und Land, in Sälen, Kirchen, Gasthäusern, Theatern, Kabarettis, von überall her ertönen Klänge aller Zeiten.

Damit wären wir doch wieder am eingangs erwähnten rauchenden Höllenpfuhl angelangt. Hingegen stand letzthin in der Zeitung der Bericht, daß ein bedeutendes Opernhaus nächstdem ein neues Werk mit dem vielversprechenden Titel *Na – und?* herausbringen werde. Diese tiefsinnige Frage wird heutzutage wohl so mancher Kunstbeflissene an sich selber richten müssen, insbesondere die Schüler der Viertelton-Konservatorien, oder auch die Mitglieder des soeben neu gegründeten Vereins jener Komponisten, die bisher aus irgendeinem Grunde nicht genügend zur Geltung gekommen sind.

Mir soll es recht sein, ich wünsche ihnen das Beste, selbst wenn sie, was ich stark hoffe, auch fernerhin nicht zur Geltung kommen sollten.